

Input: Universität und Demokratie unter den Bedingungen der Exzellenz. Verschiedene Konfliktfelder

In unserem Input gehen wir zuerst der Frage nach, wie sich die Veränderungen in der Wissenschaft, die unter dem Stichwort «Exzellenz» vorgenommen werden, auf die Möglichkeiten demokratischer Mitgestaltung an der Universität auswirken. Im zweiten Teil gehen wir dann auf die Frage ein, wie Exzellenz zu einer demokratischen Gesellschaft insgesamt im Verhältnis steht.

Im Forschungsprojekt «Exzellenz und/oder vielfältige Lebensentwürfe», das wir letztes Jahr zusammen mit Anika Thym und Laura Eigenmann durchgeführt haben, haben wir die Lebens- und Arbeitsbedingungen an der Uni Basel untersucht. Wir haben in unserem Projekt Studierende und Mitarbeitende aus dem Mittelbau und der Ebene der Professur der philosophisch historischen Fakultät befragt, um die Folgen des neoliberalen Umbaus an den Universitäten auf die Karrieren und Lebensrealitäten nachzeichnen zu können. Exzellenz verstehen wir dabei als Teil einer Ökonomisierung der Wissenschaft, als ein bestimmtes, kompetitives Verständnis von Wissenschaft, in dem wissenschaftliche Arbeit durch quantitative Kriterien messbar gemacht werden soll. Dazu gehört zum Beispiel die Forderung nach Mobilität, Flexibilität und möglichst vielen Publikationen.

Zuerst geht es nun um die Frage der Vereinbarkeit und um die Frage danach, wer sich überhaupt Zeit nehmen kann, um die Strukturen an der Universität mitzugestalten. Ich möchte dazu mit einem Zitat von einer Professorin einsteigen: «Administration ist nicht einfach nur bürokratische Arbeit ist, sondern tatsächlich im Sinne einer Selbstverwaltung natürlich auch eine politische Gestaltung unserer eigenen Arbeit.» Die universitäre Selbstverwaltung gehört zum grundlegenden Selbstverständnis der Universität. Wie das Zitat zeigt, teilen die Mitarbeitenden dieses Ideal und haben eine hohe Motivation zur demokratischen Mitgestaltung der Uni. Zur philosophisch-historischen Fakultät gehören vielfältige Strukturen, die eine demokratische Entwicklung der Wissenschaft garantieren sollen und die wichtige Kompetenzen von Curricula Entwicklung bis zu Berufungen neuer Professor*innen demokratisch organisierten Gremien übergibt. Insofern ist die Universität ein spezieller Betrieb, weil die demokratische Selbstverwaltung zu ihrem innersten Ideal gehört.

In unserem Projekt wurde jedoch deutlich, dass innerhalb der verschiedenen wissenschaftlichen Tätigkeiten ein Vereinbarkeitsproblem entstehen. Die Mitarbeitenden müssen die verschiedenen Bereiche wissenschaftlichen Arbeitens, die Forschung, die Lehre und die universitäre Selbstverwaltung, irgendwie unter einen Hut bringen. So erzählten viele Ähnliches wie eine Assistentin: «Die Realität ist eigentlich so, dass ich während dem Semester nicht zu meiner Forschungsarbeit komme». Der universitäre Alltag verunmöglicht die Arbeit an dem eigenen Forschungsprojekt, das sie als exzellente Wissenschaftlerin qualifiziert und sie beispielsweise auffordert, stets die Anzahl publizierter Artikel als Massstab guter Wissenschaft im Blick zu behalten. Viele beginnen, die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder gegeneinander abzuwägen. Es entsteht ein Konflikt zwischen dem Engagement im Institut, der Lehre, der Selbstverwaltung und der eigenen Forschungstätigkeit. Durch die Forderung nach Exzellenz und der damit einhergehenden Konkurrenzlogik muss

stets auch der egoistische Nutzen einer Tätigkeit für den eigenen Karriereverlauf abgeschätzt werden, wenn man die Chance für eine längerfristige Betätigung an der Universität offenlassen möchte.

Eine Studentin formulierte, dass bei einer wissenschaftlichen Karriere weiterhin gilt: «All-in oder halt gar nicht». Mit «All-in» verwendet sie eine Metaphorik des Spiels. Auch andere Interviewte sprachen in dieser Metaphorik: «Man muss halt mitspielen», beschrieb eine Assistentin ihren Umgang mit Exzellenzkriterien. Die Interviewten machen mit ihrer Wortwahl deutlich, wie unumgänglich die herrschende normative Vorstellung einer wissenschaftlichen Karriere ist und signalisieren zugleich, dass sie sich davon distanzieren, das Ganze wie ein Spiel betrachten. Die Vereinbarkeit der Wissenschaft mit familialen Verpflichtungen oder weiterem beruflichen oder politischem Engagement wurde zudem von den meisten Interviewten als sehr schwierig erlebt, weil die Wissenschaft eine ständige Verfügbarkeit verlangt. Diese schwierige Vereinbarkeit wirkt sich auch auf die Bereitschaft aus, sich in demokratische Prozesse einzubringen, wenn die Wissenschaft einem bereits sehr viel abverlangt und noch andere Verpflichtungen ausserhalb der Uni bestehen.

Der zweite Aspekt der Schwierigkeit demokratischer Prozesse ist die unsichere Perspektive und die Frage danach, wer überhaupt bereit ist, sich in demokratische Prozesse einzubringen oder diese einzufordern. «Ich habe keine Vorstellung von der Zukunft, weil ich es mir nicht leisten kann», sagte uns eine Assistentin. Gerade für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die eine Familie haben möchten, stellen die befristeten Verträge ein grosses Problem dar. Durch die prekäre Beschäftigung wird auch eine Loyalität zum eigenen Institut oder gar der Universität verhindert, wie eine Assistentin bemerkt. Dadurch kann die Bereitschaft, sich für eine demokratische Universität einzusetzen, sinken, denn es nicht klar, wie lange man im Wissenschaftsbetrieb bleiben kann. Dazu noch ein Zitat einer Assistentin: «Und dann irgendwann heisst es einfach: ‚Nein, du bist nicht die Person, auf die man setzen kann, weil du bist schon zu alt, oder du hast zu wenig Auslandserfahrung. [...] nein, du bist nicht für die Wissenschaft geeignet, du bekommst jetzt keine Stelle mehr.»

Exzellenz fördert so ein egoistisches Vorantreiben der eigenen Forschung, in einer Logik, in der es nur Gewinner*innen und Verlierer*innen gibt, wie in einem Spiel, das man zu spielen gezwungen ist. Diese kapitalistische Logik ist für demokratische Prozesse hinderlich, weil sie Loyalität, Zusammenarbeit und Zeit für politische Mitgestaltung erschwert.

Im zweiten Teil werfe ich einen anderen Blick auf die Verbindung von Demokratie und Universität. Es geht dabei um die Frage, wer und wie man sich überhaupt als Mitglied der Wissenschaft behaupten kann und welche Ausschlüsse das produziert. Das heisst, es geht um die Frage, wer beziehungsweise welche Lebensläufe in der Wissenschaft vertreten sind. Damit handelt dieser Teil um um Fragen von Universität und Gerechtigkeit - Gerechtigkeit als zentrales Thema der Demokratie.

Als Ausgangspunkt für dieses Problems können wir die Forderung der 68er nach einer sozialen Öffnung der Universitäten nehmen. Die ist ja auch in der Ausschreibung entsprechend erwähnt. Als sich die Universitäten langsam für neue soziale Schichten öffnete, wurde deutlich, welche Ausschlüsse die Universität über lange Jahre mitproduzierte. Und wie

die Universität damit eine Hegemonie der bürgerlichen Klasse stützte. Ich betrachte dieses Problem aus einer Geschlechterperspektive..

Die feministische Forschung kritisiert die ausschliessliche Öffnung der Universitäten und deren nachhaltigen Effekte. Lange Zeit waren Frauen explizit ausgeschlossen und sind bis heute in vielen Fächern (aber meistens nicht in der Phil-Hist.) in den einflussreichen Stellen untervertreten. Die feministische Erkenntnistheorie hat deutlich gemacht, wie diese Untervertretung auch zu einer Verengung unseres Wissens geführt hat. Beispielsweise wurde die Reproduktions- und Carearbeit über lange Jahre in der Wissenschaft marginalisiert. Und die Nicht-Anerkennung dieser Arbeit war ein zentrales Motiv dafür, die Frauen auch von den Staatsbürger(*innen)rechten – vom Wahl- und Stimmrecht - auszuschliessen. Das heisst, die Frage nach dem Subjekt der Wissenschaft, d.h. der Frage, wer wissenschaftlich arbeitet, ist eng verbunden mit der Frage, wer im herrschenden Wissen vertreten ist. Und wer und welches Wissen davon ausgeschlossen wird.

Mit Foucault gesagt, Wahrheit, Macht und Subjekt hängen eng zusammen bzw. konstituieren sich gegenseitig. Damit müssen wir aber das Problem des Subjekts nochmal aufrollen. Denn Foucault lehrt uns ja, dass das Subjekt nicht einfach bereits vor dem Diskurs da ist, sondern selbst erst durch die Wissensformationen entsteht. Wir können insbesondere gegenwärtig angesichts flexibilisierter Normen nicht nur hingehen und schauen, wer wird ausgeschlossen, sondern müssen die Prozesse der Aus- und Einschlüsse in den Blick nehmen.

In unserer Forschung sehen wir folgendes: Exzellenz fordert eine Priorisierung und vollkommene Ausrichtung auf die Wissenschaft, dies ist sozusagen die innere Abhärtung, die sich die Wissenschaftler*innen unterziehen müssen. Ich erinnere an das Zitat weiter oben: *«man muss halt mitspielen»*.

Das hat zutiefst ambivalente Effekte auf die Wissenschaftler*innen:

Denn einerseits – und das bekamen wir sehr oft zu hören – ist die wissenschaftliche Tätigkeit sehr attraktiv. Sie macht nicht zuletzt eine hohe Eigenständigkeit und Unabhängigkeit möglich.

- a. Die eigene Tätigkeit hat einen Sinn über die Arbeitszeit und die Anstellung hinaus, sie verspüren eine eigene unabhängige Motivation und Leidenschaft
- b. Man lernt selbstbestimmt und kritisch denken
- c. Man kann sich die Arbeitstage selbst einteilen, sich selber strukturieren
- d. Man kann die eigenen Forschungsinteressen verfolgen, die durchaus durch ein Gerechtigkeitsgefühl oder durch politische Interessen motiviert sein können. Hier spielen dann allerdings natürlich auch die Förderstrukturen, die wiederum vieles verunmöglichen können.

Die Wissenschaft erlaubt erstmal unkonventionelle Lebensläufe und unkonformen Interessen nachzugehen. Viele unserer Wissenschaftler*innen haben betont, an der Uni sei es ganz anders als in der Fabrik, viel weniger reguliert, viel selbstbestimmter. Die Logiken des Nachdenkens erfordere gar diese Freiheiten. Daraus könnte man schliessen, die Universität sei ein Ort, an dem vielfältige Lebensentwürfe im Besonderen und mehr als an anderen Orten möglich sind.

Doch Statistiken zeigen ein anderes Bild. Der akademische Beruf bleibt nach wie vor nur schlecht mit der Familie vereinbar. Obwohl einige das Potenzial in der Wissenschaft zwar sehen, auch ein wenig unkonventionell Erwerbs- und Familienarbeit zu verbinden, sind die Schwierigkeiten eklatant: *„Es wird uns vorgemacht, es wäre alles so einfach. Beruf, Familie, Kinder: Das wäre alles vereinbar. Und das ist de facto nicht so. Das ist einfach eine Lüge. Und das ärgert mich masslos“*. Insbesondere Interviewte in ihrer Doktoratsphase sehen sich vor die Entscheidung gestellt, Wissenschaft *oder* Familie. Aktive Elternschaft ist in der Universität ein Problem für Frauen und Männer. Aber auch andere Engagements bleiben auf der Strecke: Das politische Engagement droht auf Kosten der eigenen Forschung zu gehen. Ein Vortrag vor einer weniger renommierten Zuhörer*innenschaft, wird zum Zusatzaufwand, der einem in der Karriere nichts bringt. Die Wissenschaftler*innen arbeiten stets an sich selbst, um die Wissenschaft mit sich zu vereinbaren. Das brauche eine *„robuste Gesundheit und Konzentration“* sagte eine Professorin im Interview. Oder eine andere Interviewte: *„Ich muss zumindest versuchen, wirklich das Privatleben nicht immer nur als Zeit zu sehen, die mir von der Arbeit weg geht“*.

An dieser Stelle beziehe ich mich auf einen Aufsatz von Andrea Maihofer (2013). In diesem zeigt sie, wie die Wissenschaft selbst auf Personen einwirkt, sie diszipliniert und dazu bringt, einen bestimmten Habitus anzunehmen. Schauen wir also, was die exzellente Wissenschaft von den Wissenschaftler*innen einfordert:

- Eine absolute zeitliche Verfügbarkeit
- Flexibilität
- Mobilität
- Ausgedehnte Hingabe und Ambitioniertheit zu seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Damit also erfordert die exzellente Universität, wie Andre Maihofer deutlich macht, von seinen Wissenschaftler*innen herkömmlich-männlich Eigenschaften und entsprechende Lebensläufe. Wissenschaftler*in zu sein, bedeutet, sich diesen männlichen Habitus aneignen zu müssen. Vereinbarkeit meint dann zumeist, die Vereinbarkeit mit diesem unbestrittenen Ideal.

Beziehe ich mich wieder auf die erwähnte feministische Wissenschaftskritik, stellt sich die Frage, wie diese Anforderung an die Wissenschaftler*innen auf die wissenschaftliche Praxis wirkt. Was rückt aus dem Blick, wenn ich mit diesem Lebenslauf forsche? Wer ist darin repräsentiert? wer nicht? Können Menschen in allen sozialen Positionen diesem Ideal entsprechen? Und weiter, was bedeutet es für unser Wissen, wenn die Wissenschaft uns erfahren lässt, dass sich unterschiedliche und vielfältige Interessen und Verankerungen im Leben nicht vereinbaren lassen? Wenn klar ist, dass nur bestehen kann, wer sich dem Ideal von Konkurrenz und Durchsetzungsfähigkeit annähert? Inwiefern steht dies demokratischen Werten der Gerechtigkeit und Mitbestimmung entgegen? Inwiefern erlaubt es Offenheit zur Selbstkritik und Transzendenz des eigenen Standpunktes?

Vielen Dank.

Literatur:

Andrea Maihofer (2013): „Disziplin – Disziplinierung – Habitualisierung.“ In: Engler, Balz (Hrsg.): *Disziplin – Discipline. 28. Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften*. Fribourg: Academic Press, S. 57-75.